
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Horaz, Persius, Juvenal,

die Hauptvertreter der römischen Satire.

Vortrag

von

Ernst

E. Meißner.

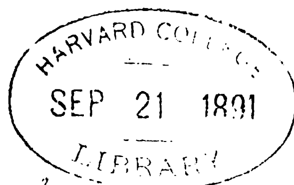
Juvenalis ardet et jugulat, Persius insultat, Horatius irridet.
J. C. Scaliger.

Berlin SW., 1884.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.



Da wir nun einmal nicht mehr in jenem goldenen Zeitalter leben, welches die Dichter so schön besingen, in welchem jeder freiwillig, ohne Gesetz, das Rechte that und glücklich und zufrieden im Vollgenusse aller Güter, mühelos und ohne Sorge in einem traumhaft-seligen dolce far niente seine Tage verbringen konnte: so ist es ganz natürlich, daß von allen Seiten Disharmonien erklingen, oft so gewaltig, daß sie die zu Grunde gelegte Melodie übertönen. Wie verhalten sich nun die Menschen zu diesem Conzert, das sie doch anhören müssen, da sie bei ihrem Eintritt in das Leben zugleich auch ein Zwangbillet dazu erhalten haben? Dies kommt ganz auf ihre geistige Anlage an und auf den Platz, der ihnen zufällig angewiesen wurde. Die einen sind so glücklich, kein oder wenig musikalisches Gehör zu besitzen, so daß sie die Musik trotz ihres Mißklanges unbedingt loben; andere verneinen überhaupt jegliche Harmonie; manche halten sich die Ohren zu und wenden sich ab; viele grämen und ärgern sich still; nicht wenige lassen ihrem Zorn freien Lauf; nur eine geringe Anzahl fügt sich mit Ruhe und Gleichmuth in das Unvermeidliche und sucht im Stimmengewirre die richtige Weise zu erlauschen; ja es giebt auch solche, die dazu lachen, wenn der Lärm nicht gar zu betäubend um ihr eigenes Haupt schlägt. Aus der Zahl derer nun, die da hören und nicht schweigen können oder wollen, bildet sich das Contingent der Satiriker, von denen einige Heerführer aus

römischer Zeit jetzt der Gegenstand unserer Betrachtung sein sollen.

Zuvor aber wollen wir in aller Kürze sehen, was das Wort Satire, dessen ältere Form satura lautet, eigentlich bedeutet, woran sich dann eine kurze Erörterung knüpfen wird, wie sich die Satire als Schriftgattung entwickelt hat, und damit wird auch die Frage erledigt werden, worin ihr eigentliches Wesen bestehe.

Soll man „Satire" mit i oder y schreiben? So fragen gewiß viele Sterbliche, wenn sie in den Fall kommen, dieses Wort durch die Feder zu ziehen. Die Meinungen sind getheilt, obwohl sich die Majorität schon längst für i entschieden hat, das ja auch durch unsere neue Orthographie den Stempel höherer Weihe empfangen hat. W. S. Teuffel meint, daß kein ordentlich Geschulter mehr Satyre schreibe.[1]) Es ist dies eine etwas schroffe Ansicht von diesem hochverdienten, vor noch nicht langer Zeit verstorbenen Gelehrten, da sich eine stattliche Reihe von sonst sehr wohlgebildeten Leuten aufzählen ließe, die mit dem alten Brauche noch nicht gebrochen haben. Wer wird z. B. einen der ersten Aesthetiker unserer Zeit, Fr. Th. Vischer, nicht unter die ordentlich Geschulten rechnen? Derselbe schreibt unentwegt bis in die neueste Zeit y. Allerdings mögen Teuffel und überhaupt alle die, welche für i ihre Lanze einlegen, recht haben, daß die Satire nichts mit den griechischen Satyrn, jenen übermüthigen Vertretern des Naturlebens, den Begleitern des Dionysos, und mit dem Satyrdrama zu thun hat, da griechischer Einfluß auf die satura der alten Zeit kaum denkbar ist. Theodor Mommsen bringt in seiner römischen Geschichte beide Wörter, das griechische und lateinische (*σάτυροι*, satura), mit einander in Verbindung, indem er die Satire erklärt als den „Mummenschanz der vollen Leute"; der Mummenschanz bezieht

sich demnach auf das den Satyrn gleiche Verhalten der Acteurs, die bei festlichen Gelegenheiten nach gehöriger Sättigung — denn satur heißt ja satt — in ausgelassener Weise allerlei Unfug trieben, indem sie, wie Mommsen sagt, in „Schaf- und Bockfelle gehüllt, mit ihren Späßen das Fest beschließen". Der Grammatiker Diomedes aus dem 4. Jahrh. n. Chr. läßt die Frage in Bezug auf die Abstammung offen. Er meint nämlich, daß das Wort nach seinem Ursprunge entweder auf die Satyrn hinweise, weil in besagter Dichtung lächerliche und schmutzige Dinge vorkämen, wie sie die Satyrn sagten und ausführten, oder „volle Schüssel (lanx satura)" bedeute, die gefüllt mit einer Menge von mancherlei Erstlingsfrüchten in alten Zeiten den Göttern als Opfer dargebracht worden sei; bei der dritten Erklärung, die er giebt, beruft er sich auf Varro, der das Wort mit einer Art Wurst — lat. farcimen, von farcire, füllen — die aus vielen Dingen bereitet, bez. damit gefüllt wurde, in Zusammenhang gebracht habe. Auf eben diesem Verbum beruht auch das italienische farsa, eigentlich „Fülsel, Gemengsel", französisch farce, unsere „Posse". Kurz: die überwiegende Mehrzahl der Gründe spricht für die Ableitung von dem Adjectivum satur, mag man nun zu dem Femininum satura das Substantivum lanx „Schüssel" oder einen ähnlichen Begriff ergänzen. Vielleicht haben auch die recht, welche in dem Worte ein selbständig gebildetes Substantivum zu erkennen glauben.[2]) Demnach hat die Schreibart mit i ihre volle Berechtigung.

Die Satire als besondere literarische Kunstgattung ist eine Schöpfung des römischen Geistes. Aber sie hatte wie jede andere Dichtung eine lange Bahn zu durchlaufen, bis sie diejenige Vollendung erhielt, die sie befähigte, eine hervorragende Stellung in der Literatur einzunehmen. Denn ihr Ursprung, auf welchen zurückzublicken unser Thema uns auffordert, fällt in

Zeiten, welche das Licht der Geschichte nicht genügend beleuchtet. Beinahe alle Nachrichten darüber sind wirr und unvollständig. Eins jedoch ist sicher: Die Satire ist so zu sagen ein Topfgewächs, welches dem mütterlichen Boden des Volksthums entnommen ist. Mit anderen Worten: sie verdankt ihr Dasein komischen Spielen, die das Volk in Mittelitalien zu seiner Erheiterung bei festlichen Gelegenheiten sich selbst schuf und die in ihrer vollendeteren Form ein mixtum compositum waren von Gesang, Erzählung, Dialog, lebhafter Gestikulation und Tanz unter Begleitung von Flötenspiel. Hierbei waltete wohl die Improvisation vor, indem man im Allgemeinen die Idee der Handlung verabredete, aber die Ausführung des Besonderen dem Augenblicke überließ. Den Charakter dieser Spiele trifft vielleicht Folgendes: man neckte und spottete, und zwar nicht in der feinsten Weise, wobei wohl die eingelegten Lieder besonders wirkungsvoll gewesen sein mögen, die wahrscheinlich hinsichtlich des Inhalts viel Aehnlichkeit mit den oberbairischen Schnaderhüpfeln hatten. Nun gab es aber in jenen Zeiten noch andere volksmäßige Aufführungen, die sogenannten Fescenninen, Mimen und Atellanen, die sämmtlich den Satiren in dieser ältesten Gestalt sehr nahe stehen und wohl nicht immer genau von ihnen geschieden wurden.[3]) Den größten Einfluß aber auf die Satire scheint eine Art von Pantomimen, unser heutiges Ballet, mutatis mutandis, ausgeübt zu haben, welche vielleicht sogar den Anstoß zur Satire gegeben haben, wenn wir einem sagenhaften Berichte des Historikers Titus Livius (VII, 2) trauen wollen. Derselbe erzählt, daß einst im 4. Jahrhunderte v. Chr. eine furchtbare Pest in Rom wüthete und man bei dem allgemeinen Schrecken alle Mittel anwandte, um den Zorn der Götter zu versöhnen. Da sei man auf den Gedanken verfallen, zu diesem Behufe Schauspieler aus Etrurien herbeizurufen,

und so habe Rom ein Theater erhalten, das es vorher noch nicht hatte. Diese etruskischen Spiele hatten keinen Text; man tanzte nach den Klängen der Flöte unter anmuthigen, charakteristischen Bewegungen. Dies gefiel. Das Volk ahmte nach, und mag es nun seine Satire erst jetzt geschaffen oder auch nur vervollständigt haben, sie sowohl als auch die anderen Volksspiele dauerten noch lange fort, auch dann noch, als das zunftmäßige Theater das urwüchsige Drama verdrängt hatte und auf der Grundlage griechischer Muster kunstgemäße Darstellungen zu Gesicht und Gehör brachte.

Die Satire wurde später als Nachspiel, exodium, auf die Bühne mit herübergenommen, aber bald von der Atellana, welche inzwischen sich weiter ausgebildet hatte, bei Seite geschoben. Da nahmen sich der Verwaisten literarisch gebildete Männer an, und so wurde sie nach Abstreifung ihrer Urwüchsigkeit zu einer Kunstform, welche die Römer von dem Vorwurfe des Mangels an literarischer Produktivität hinsichtlich der Erfindungen neuer Literaturgattungen gerettet hat und seitdem eine Macht im öffentlichen Leben geworden ist. Satira quidem tota nostra est, „die Satire ist unser eigenstes Werk," sagt Quintilian (X, 1, 93) mit Stolz. Denn in allen übrigen Dichtungsarten rächte sich, wie Horaz sagt, das durch Waffen eroberte Griechenland an seinem Sieger dadurch, daß es diesem die Fesseln seines Geistes anlegte.[4])

Aber die Vollendung geschah nicht sofort. Aus der Raupe entstand zunächst die Puppe, aus der endlich der Schmetterling sich entwickelte.

Nachdem die Satire einen Platz in der Literatur erhalten hatte, mußte sie natürlich eine Umgestaltung erfahren, gleichwie ein Kind, das in die Schule kommt, auch von seiner Eigenart manches aufgeben muß. Ennius, der im 3. und 2. Jahrhunderte

v. Chr. lebte, führte die Satire in die Literatur ein und sie gestaltete sich, so viel wir davon wissen, unter seinen Händen zu einem Produkte, welches mit der alten Satura die Unbestimmtheit d. h. die lockere Verbindung des Inhalts und die Mannigfaltigkeit des Metrums gemeinsam hatte. Aber sie diente nicht lediglich dazu, Lachen zu erregen, sondern war vielmehr auch ernsthafter Art, wobei das dramatische Element nicht außer Acht gelassen wurde, wie z. B. aus einem Berichte des Quintilian (IX, 2, 36) sich ergiebt, welcher erzählt, daß Ennius in einer Satire den Tod und das Leben um den Vorzug streitend eingeführt habe.

Von den Nachfolgern des Ennius soll nur einer genannt werden, welcher wie ein verlorener Posten im 1. Jahrhundert v. Chr. dasteht, nachdem derjenige bereits aufgetreten war, der die Satire in die Bahn einlenkte, in welcher sie von nun an bleiben sollte. Jener Epigone ist M. Terentius Varro aus Reate, ein Polyhistor und zugleich einer der schreiblustigsten Männer, die es je gegeben hat. Derselbe hat ungefähr 620 Bücher geschrieben, von denen 150 Bücher den Titel „saturae Menippeae“ [5]) führen, und außerdem noch 4 Bücher saturae. Er überbot den Ennius formal, indem er mit den Versmaßen noch freier umging und nach Belieben Prosa mit Versen und Lateinisch mit Griechisch abwechseln ließ. Horaz spricht gar nicht von ihm, was um so befremdender ist, als er die Satiren eines anderen, viel unbedeutenderen Varro erwähnt, der zum Unterschiede von jenem Atacinus d. i. der vom Atax, einem Flusse in Gallien, heißt (Sat. I, 10, 46).

Was fehlte der Satire noch, nachdem sich ihr die Pforten des Literaturtempels geöffnet hatten? Bestimmter Duft und bestimmte Farbe. Da kam der rechte Gärtner, der sie in den ihr zusagenden Boden eingrub, so daß sie feste Wurzel

fassen und sich gedeihlich entwickeln konnte. Dieser aber war C. Lucilius, der in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. lebte, der Sprößling eines wohlangesehenen Rittergeschlechtes aus Suessa Aurunca in Campanien, ein Mann von reicher Bildung, wackeren Sitten, und darum auch der Freund der Besten seines Zeitalters, verständig, scharf, witzig, geistreich, aber auch wohlwollend, wo er Gutes sah; alles in allem: ein Mann, ganz dazu geeignet „die Rosse zu lenken", wie Juvenal sagt (I, 20). Und diese hat er denn auch weidlich auf der neuen Rennbahn getummelt. Er ist es gewesen, der die Satire zu einer eigenthümlichen Dichtungsgattung von bestimmtem Gepräge erhob, die nur noch der künstlerischen Vollendung entbehrte. Alles, was vor ihm da war, ist nur vorbereitend, so daß man ihn mit demselben Rechte den Vater der Satire nennen könnte, wie man Herodot den Vater der Geschichte genannt hat. Und dankbar erkennen dies auch die späteren Satiriker an, besonders Horaz, der ihm unumwunden die Originalität der Erfindung, ja auch die Superiorität des Geistes zugesteht, während er nur zweierlei, allerdings sehr scharf, an ihm tadelt: seine Schreibseligkeit und die Incorrektheit der Form.[6])

Aber was ist denn nun die Hauptsache bei dieser Neugestaltung? Bei der alten Satura in ihrer schon ausgebildeteren Form kam es, wie wir gesehen haben, hauptsächlich auf Witz und Spott an; Ennius und seine Nachfolger verallgemeinerten sie, und es wurde ein pêle-mêle, ein potpourri, daraus, das man vielleicht mit den Causerien der Franzosen vergleichen kann; die neue Satire aber, wie sie Lucilius schuf und wie sie von seinen Jüngern weiter ausgebildet wurde, nahm die Grundidee der alten Satura wieder auf, ließ auch das dramatische Element nicht fallen, entäußerte sich nicht ganz der Breite der Enniani-

schen Satire und ihrer Neigung zu Digressionen, nahm den Hexameter an, der bei Lucilius allerdings noch mit Trochäen und Jamben versetzt ist, und — was die Hauptsache ist — erhielt eine ethisch-kritische Tendenz, d. h. sie wurde ein Lehrgedicht mit der ausgesprochenen Absicht, Thorheiten, Fehler und Unsittlichkeiten zu geißeln, wobei zugleich aus der griechischen Komödie die persönlichen Angriffe entlehnt wurden.[7]) Als Stoff diente wie vordem das ganze volle Menschenleben in seinen mannigfaltigsten Erscheinungen, weshalb die Satire auch für die Culturgeschichte eine reiche Fundgrube geworden ist. In Folge ihrer Entwicklung aber sehen wir auch in der früheren Zeit noch zuweilen jenen allgemeinen Charakter, wie er bei Ennius sich zeigt, vorherrschen, so daß literarische Producte als Satiren bezeichnet werden, die diesen Namen mit Unrecht zu führen scheinen; denn wir haben uns gewöhnt, mit dem Begriffe „Satire“ jene ethisch-kritische Tendenz in engste Verbindung zu setzen. Da nun, wo diese vorherrscht, legt der Satiriker einen idealen Maßstab an die Dinge, in der Hoffnung, durch eine genaue Diagnose der Krankheit deren Heilung zu bewirken oder wenigstens das Vorhandensein der Krankheit festzustellen. Und eben dadurch unterscheidet er sich vom Pasquillanten, dem es nur darauf ankommt, zu schmähen, zu lästern und zu verletzen.

Je nach dem Temperamente und der Sinnesart des Verfassers wird nun entweder Scherz oder Ernst vorwiegen, weshalb man auch im Allgemeinen eine lachende und eine strafende Satire unterscheidet, obwohl sich die Grenzlinie nicht immer genau bestimmen läßt.

Wie sich nun die Satire bei den drei Satirikern, Q. Horatius Flaccus, Aulus (oder etruskisch Aules) Persius Flaccus und D(ecimus) Junius Juvenalis gestaltet hat, das soll im Folgenden näher behandelt werden.

Als Horaz, geb. 65 v. Chr., gest. 8 v. Chr., der Sohn eines Freigelassenen aus der kleinen Landstadt Venusia in Apulien, in die Literatur eintrat, waren die Zeiten mittlerweile ganz andere geworden. Lucilius konnte in allen Beziehungen noch frei heraussagen, was ihm das Herz bewegte; Horaz fand eine durch politische Parteiungen zerklüftete Gesellschaft vor, vor welcher gewisse Punkte nur mit der größten Vorsicht besprochen werden durften. Es war ein kriegerisches Zeitalter. Während des ganzen Jahrhunderts hatte innerhalb und außerhalb Italiens der Kampf getobt. Nach dem Tode Cäsars hatte sich ein neues Triumvirat gebildet, und es handelte sich nun darum, wer endgültig Herr der Welt werden sollte — eine Frage, die i. J. 31 v. Chr. durch die Schlacht bei Actium zu Gunsten Octavians entschieden wurde. Auch Horaz hatte sich als junger Mann, im Anfange der zwanziger Jahre stehend, an dem Kriege betheiligt. Er hielt sich gerade, um griechische Weisheit an der Quelle kennen zu lernen, in Athen auf, als M. Brutus im August des Jahres 44 v. Chr. dahin kam, und schloß sich mit andern dort studirenden jungen Römern dem republikanischen Heere an, in welchem er die Charge eines Tribunen erhielt. Da machte die Schlacht bei Philippi i. J. 42 seiner militärischen Laufbahn ein Ende. Er selbst benutzte die Amnestie, die man den Trümmern des geschlagenen Heeres gewährte, dazu, nach Rom zurückzukehren. Aber sein väterliches Erbgut wurde confiscirt, und da er so mittellos geworden war, mußte er froh sein, das Amt eines Quästorenschreibers oder Sekretärs zu erhalten. Damals nun war es, wo er begann, seine Jamben, auch Epoden genannt, und seine zwei Bücher Satiren zu dichten, womit er ungefähr zehn Jahre zubrachte.[8]) Durch diese Arbeiten gewann er die Freundschaft eines Varius und Vergil, und durch diese wiederum wurde er dem Vertrauten

des Kaisers, Maecenas, vorgestellt, mit dem ihn später die innigste Freundschaft bis an das Ende des Lebens verband und der ihn auch in den Stand setzte, in behaglicher und sorgenfreier Weise seinen Neigungen leben zu können. Diese drei aber, Horaz, Vergil und Varius, wurden die Stimmführer einer neuen Richtung in der lateinischen Poesie, welche die Tendenz verfolgte, durch Ordnung und Maaß, wie sie in der griechischen Dichtkunst herrschten, die lateinischen zu veredeln. Daher auch die Opposition gegen die Vorgänger, denen gerade diese Eigenschaften in hohem Grade mangelten.[9])

Warum wandte sich Horaz gerade zunächst der scharfen Jambendichtung, einer Schwestergattung der Satiren, worin ihm der Grieche Archilochus als Vorbild diente, und vornehmlich — denn jene Jamben spielen eine untergeordnete Rolle — der Satire zu?

Horaz sagt selbst darüber:

Als mich Philippi's Feld von dem Kriegshandwerke befreite,
Als ich gebrochenen Muths, ohne Stand, des Familienerbguts
Bar mich sah, da trieb mich die Noth, die Mutter der Kühnheit,
Verse zu machen an. Ep. II, 49—53.[10])

Teuffel[11]) bemerkt zu diesen Versen: „Seine äußere Stellung als Scriba war von der Art, daß er damit kaum die dringendsten Bedürfnisse bestreiten konnte und seine Liebe zur Bequemlichkeit machte ihm eine Verbesserung seiner Lage zur gebieterischen Nothwendigkeit. Die paupertas trieb ihn somit an, den Versuch zu machen, ob er sich nicht durch seine Talente aus seiner kümmerlichen Lage heraushelfen könne. Er fühlte in sich die abstracte Möglichkeit etwas zu leisten bei seiner Bildung und seinen Vorkenntnissen, seiner Herrschaft über die Sprache es in Allem zu etwas zu bringen. Besonderen inneren Beruf für irgend einen Zweig fühlte er nicht in sich und ließ

sich daher in der Wahl dessen, was er zuerst bearbeiten wollte, durch äußere Rücksichten leiten. Er besann sich, welches Feld am dankbarsten wäre, welches noch am wenigsten bebaut sei und daher einen neuen Bearbeiter am meisten Lohn verheiße. Er sah sich um in der römischen Literaturgeschichte und fand, daß die Satire noch eines weiten Ausbaues fähig sei und entschloß sich, selbst dieser Aufgabe sich zu unterziehen."

Eine höchst eigenthümliche Erklärung. Das ist doch gerade so, als wollte man etwa sagen: Goethe sah sich um in der deutschen Literaturgeschichte und fand, daß das Ritterdrama noch nicht vertreten sei, und entschloß sich, selbst dieser Aufgabe sich zu unterziehen, weshalb er den Götz von Berlichingen schrieb. Sowohl bei dem einen wie bei dem andern wäre wohl nur etwas Jammervolles zu Stande gekommen, wenn sie nicht in anderer Weise disponirt an ihre Aufgabe gegangen wären. Die erwähnte Aeußerung des Horaz, daß ihn die Noth zur Dichtkunst getrieben habe, ist allerdings nicht etwa ein bloßer Scherz, wie man sie hat deuten wollen. Dichter und Schriftsteller jener Zeit suchten sich Gönner zu erwerben, die es für ihre Ehrenpflicht hielten, das Talent zu unterstützen, weil damals, wie es scheint, die Buchhändler keine Honorare bezahlten. Daher trachtete auch Horaz darnach, auf diese Weise seine Lage zu verbessern, was ihm ja auch gelang. Er würde aber nimmermehr im Stande gewesen sein Satiren, gerade Satiren zu schreiben, wenn nicht besondere Umstände mitgewirkt hätten. Zunächst waren es wohl die Verhältnisse, innere wie äußere, die ihn antrieben, in diese Bahn einzulenken. Seine politischen Ideale waren ihm, vielleicht schon während seiner Dienstzeit als Tribun, zerronnen. Die Welt zeigte ihm ein anderes Antlitz als vordem: sein scharfes Auge sah die Hohlheit, Zerfahrenheit und Verkehrtheit der socialen Zustände und

theils der Unmuth darüber, theils die Sorge um die Zukunft drückten ihm die Feder in die Hand, die er aber klugerweise nicht in Gift tauchte, sondern er schrieb so, wie es der Geist ihm gebot.

Dann vor allem aber kommt seine Disposition zur Satire in Betracht. Horaz hatte mehr Verstand und kritischen Scharfblick, mehr Esprit und Witz als glühende Phantasie und Tiefe der Empfindung, Schwung und Begeisterung, und schon diese seine geistige Begabung befähigte ihn vorzugsweise zu einer Dichtungsart, deren innerstes Wesen es erheischt, das widerspruchsvolle Treiben der Menschen zu erkennen, das Ungereimte und Thörichte in ihrem Dichten und Trachten, ihren Wünschen und Begierden auszuspähen. Und obschon er eine wesentlich contemplative Natur und zur Ruhe und Behaglichkeit geneigt war, so war er doch in so weit aggressiv, daß er das, was ihm Unbehagen verursachte, mit Gewalt von sich abzuwehren trachtete. Weil er nun mit denjenigen Eigenschaften vollkommen ausgestattet war, die zur Satire befähigen, war es da nicht natürlich, daß er in jener geschilderten Stimmung, die in ihm durch die Zeitverhältnisse angeregt worden war, sich gegen diejenigen Mächte wandte, die seine Kreise störten? Er sagt:

Wie der Köpfe, so giebt es der Sinne
Tausende; mich nun ergötzt's in Füße zu fügen die Worte
Nach des Lucilius Art. Sat. II, 1, 27—29.

Und an einer anderen Stelle:

Daß ein jeglicher droht mit der Kunst, in der er sich stark fühlt,
Daß die Natur dies will, die gewaltige, schließen wir also:
Wolf greift an mit dem Zahn und Stier mit dem Horne; wie käm' das
Ohne die Stimme von innen?

— — — — — —

Gleichviel, ob mir ein geruhiges Alter
Harrt, oder ob mich der Tod schon mit dunkelen Flügeln umflattert,

Reich oder arm, zu Rom oder, will's das Geschick, in Verbannung,
Wie mein Leben gestalten sich mag, ich dichte!
Sat. II, 50—53. 57—60.

Dazu tritt noch als weiteres Moment die Erziehung hinzu, die ihm sein Vater hatte angedeihen lassen.

Mein trefflicher Vater hat dadurch
Fehler zu fliehn mich gewöhnt, daß er Schreckbeispiele mir vorhielt.
Sat. I, 4, 105 sq.

Nach Aufzählung einiger dieser abschreckenden Beispiele fährt er fort:

Ebenso fühlt sich ein junges Gemüth durch anderer Schande
Oft vor Fehlern gewarnt. So blieb ich behütet vor allen
Lastern, die zum Verderb hinführen, bin einzig in Fesseln
Kleiner, verzeihlicher Fehler. Vielleicht nimmt selbst noch von diesen
Manchen das Alter hinweg, und ein offenherziger Freund, und
Eigner Verstand; denn an mir fehlt's nicht, und sei's auf dem Ruhbett,
Sei's in Gesellschaftshallen, so denk ich: „das ist das beßre;
Wenn ich das thu', dann leb' ich glücklicher, bleibe den Freunden
Theuer und werth. Nicht sein thun einige dieses; und handl' ich
Manchmal eben so selbst, unwissentlich?" Solches besprech' ich
Leise mit mir, die Lippen gepreßt, und find' ich die Muße,
Bring' ich's gleich zu Papier. Sat. I, 4, 128—139.

Diese Verse erklären psychologisch, wie Horaz so früh schon eine so vorzügliche Menschen- und Weltkenntniß sich erwerben konnte: sein Vater leitete ihn zu einer sorgfältigen Beobachtung des Lebens und des eigenen „Ich" an; denn das „schau in dich und schau um dich" ist eine Hauptbedingung für den Satiriker. Weil jener also nicht so thöricht war, seinen Sohn nur auf die Schattenseiten aufmerksam zu machen, sondern ihm auch, wie aus den Beispielen zu ersehen ist, die Lichtseiten zeigte, so wurde es dem Horaz bei seinem gesunden Naturell möglich, in einem fortwährenden Läuterungsprozesse sich zu jener reinen Menschlichkeit emporzuarbeiten, die besonders in seinen Briefen ihre

schönsten Blüthen treibt und die ihm auch zu jener Unerschütterlichkeit des Geistes und jener Objektivität in der Betrachtung der Dinge dieser Welt verhalf, welche ihren höchsten Ausdruck in dem „nil admirari" fand.

Nichts anstaunen, das ist wohl das einzige Mittel, Numicius,
Ist es allein, was den Menschen zum wahren und dauernden Glück führt.
Ep. I, 6, 1 sq.

Diese auf stoischer Basis beruhenden Worte, welche darauf noch weiter erörtert werden, geben den Rath, sich durch keine Aufregung beirren zu lassen, sondern alles, was uns lockt und reizt, beunruhigt und quält, richtig zu schätzen und ruhig und festen Schrittes durch das Leben zu wandeln.

Wenn wir hier den Horaz einen stoischen Satz aussprechen hören, so war er doch weit entfernt, ein blinder Verehrer dieser philosophischen Schule zu sein. Er bekennt sich nach seinen eigenen Worten bald zur Lehre des Epikur, bald zu der Richtung, welche aus den verschiedenen philosophischen Systemen die und jene Lehre herausgreift, zu dem Eklekticismus. Allerdings neigte er im reiferen Alter immer mehr zu den Stoikern hin, ohne jedoch deren Ausschreitungen zu billigen; namentlich hat er sich nie mit ihrem Tugendbegriff befreundet, den sie auf eine solche Höhe stellten, daß ihn der menschliche Blick nicht mehr erreichen konnte. In seinen Satiren zeigt er sich durchaus als Epikuräer. Immer und immer wieder empfiehlt er die goldene Mitte.

Kurz, es hat alles sein Maß, es hat alles bestimmte Begrenzung,
Vor oder jenseits deren unmöglich das Rechte bestehn kann.
Sat. I, 1, 106 sq.

Demgemäß sieht er auch als die vorzüglichsten diejenigen an, welche die wenigsten Fehler besitzen; denn mangelhaft sind alle Menschen und gerade solche, welche sich für die größten

Tugendhelden halten — nach seiner Ansicht eben die Stoiker — erscheinen ihm in ihrem philosophischen Hochmuthe und Wissensdünkel, mit dem sie auf die anderen herabsehen, zugleich auch als die größten Narren.

Ueberhaupt ist ja die Welt voller Narrheit — das ist das Hauptdogma des Horaz. Damit ist auch zugleich der Ton, der in seinen Satiren herrscht, gekennzeichnet, den ich kurz mit den Worten Goethe's im „Kophtischen Liede" charakterisiren möchte:

Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Narren aber behandelt man nicht wie Bösewichte. Deßhalb zieht es Horaz auch vor, lachend die Wahrheit zu sagen (Sat. I, 1, 24) und nur verhältnißmäßig selten kommt es vor, daß er den strafenden Ton anschlägt. Und dabei bedient er sich aller Mittel, um durch größtmöglichste Mannigfaltigkeit in der Diction das Interesse zu beleben. Laune, Witz, Ironie, Sarkasmus, Humor, alle die Geister, welche dem Satiriker zu Gebote stehen müssen, wenn er nicht langweilig werden will, ruft unser Dichter herbei und weiß sie mit Anstand zu zügeln, mit Urbanität, wie der Römer sagt, welcher unter diesem Begriffe den ganzen Schliff der Bildung in Manieren und Sprache versteht, wie er nur in der Hauptstadt erworben werden konnte. Dazu kommen noch die Fabel, die Anekdote, das Gleichniß, die Sentenz u. s. w. Oft auch läßt er scheinbar den Faden fallen, um ihn zur rechten Zeit wieder aufzunehmen. In dieser Weise läßt er eine wunderliche Gruppe von Personen in seinem theatrum mundi auftreten, meist komische Käuze, welche die oder jene verkehrte Passion haben und nun mit ihrer Narrenkappe auf dem Haupte einherstolziren, Grimassen ziehen, ihre Purzelbäume schlagen und mit ihren Schellen klingeln. Unter ihnen befinden sich auch einige typische Charaktere, die wohl dem Lu-

cilius entlehnt sind, wie der Verschwender Maenius, der Spaßmacher Pantolabus, der Schlemmer Nomentanus. Besonders widerwärtig sind ihm der Geizige und der Habsüchtige, sowie deren Gegensatz, der sinnlose Verschwender; und nicht minder stellt er den Genußsüchtigen jeder Art an den Pranger und legt die Nichtigkeit des Tugendschwätzers und anderer Renomisten dar — kurz und gut, jedes Extrem, mag es sich zeigen, wo und wie es will, unterliegt seinem Spotte. Den ganzen Reichthum seiner Gestalten hier aufzuzählen, ist nicht möglich. Er umfaßt das ganze Bereich des socialen Lebens, einschließlich des literarischen, aber mit Uebergehung der Politik; dabei tritt auch seine eigene Person häufig in den Vordergrund, ja sogar ganze Satiren drehen sich um dieselbe, da er häufig Gelegenheit nehmen mußte, sich gegen seine Widersacher zu vertheidigen[12]). Zugleich giebt er auch oft genug seinen Narren den Weg zu einem richtigen Verhalten an, wenn er sie nicht mit seiner Ironie heimschickt. Betrachten wir sein Verfahren an einigen Proben. Es trete zunächst der Sarde Tigellius vor. Was sagt Horaz von ihm?

Sämmtlichen Sängern gemein ist die Unart, daß sie auf Bitten
Niemals singen vor Freunden, und singen sie unaufgefordert,
Finden sie nie ein Ende. Der Sarde Tigellius zählte
Ganz zu diesem Geschlecht. Wenn Cäsar, statt zu befehlen,
Selbst ihn bat, bei der Liebe zu ihm, zum Vater, so war das
Alles umsonst; doch so oft es ihm einfiel, sang er vom Anfang
Fort bis zum Ende des Mahls: Heil Bacchus! bald in den höchsten
Tönen und bald in den tiefsten des Tetrachordes der Lyra.
Gleich sich zu bleiben verstand er in nichts; oft lief er so schnell als
Wär' er auf hastiger Flucht vor dem Feind; oft ging er bedächtig,
Gleich als trüg' er den Korb einer Juno; hielt sich an Sclaven
Oft zweihundert und oft nur zehn. Bald sprach er so vornehm
Wie ein Tetrach, wie ein König, und bald: mein Wunsch ist ein Tischlein,
Einfaches Salz in der Muschel, ein Kleid nur gegen die Kälte,

Grob mag's sein, wie es wolle". Zu Hunderttausenden gab man
Diesem Bedürfnißlosen, Genügsamen — kaum eine Woche
Später und alles war fort! Bald wacht' er des Nachts, bis der Morgen
Anbrach, bald verschlief er den Tag. Kein Sterblicher war je
Gleich voll Widersprüche. Sat. I, 3, 1—19.

Diese Schilderung dient dem Dichter nur zur Einleitung. Im Nächstfolgenden tadelt er die Eigenliebe der Menschen, welche so gerne ihre Fehler übersehen, dagegen ein scharfes Auge für die ihrer Freunde haben. Wie soll man sich gegen diese verhalten? Horaz verschreibt folgendes Recept:

Besser, wir wenden den Blick auf die Liebenden, die für die Mängel
Blind sind ihrer Geliebten, sogar sich freuen der Mängel,
Wie sich an Hagna's Nasenpolyp Balbinus ergötzte.
Wär' man doch ebenso blind in der Freundschaft! Hätte die Ethik
Irgend ein ehrendes Wort doch gefunden für diese Verblendung.
Gleichwie ein Vater vom Sohne, so sollen auch wir von dem Freunde,
Wenn ein Gebrechen sich zeigt, uns nicht wegwenden mit Abscheu.
„Blinzaug" nennet der Vater den Schielenden; „Püppchen" das Söhnlein,
Wenn es so zwerghaft blieb, wie einst der zu frühe gebor'ne
Sisyphus; „Schrägelchen" den mit weit aussäbelnden Beinen,
„Rumpelchen" lallt er dem zu, der den Klumpfuß hinkend daherschleppt.
Lebt wer allzu genau, den nenne man ordentlich; ist wer
Taktlos, macht sich zu laut, dann sag' man: er will nur den Freunden
Liebenswürdig erscheinen; doch ist er ein Polterer, ist er
Zwanglos über Gebür, dann gelt' er als offen und furchtlos.
Hitzig und unüberlegt, das nenne man feurig. Ich meine,
Das knüpft Freunde zusammen und hält die Verknüpften in Eintracht.
Sat. I, 3, 38—54.

Ueberhaupt schenkt Horaz seinen Freunden die größte Rücksicht, da ihm Freundschaft als eins der höchsten Güter des Lebens erscheint — eine Gesinnung, die in folgenden Worten gipfelt:

Nichts doch gleicht einem theueren Freund! denkt, wer bei Vernunft ist. Sat. I, 5, 44.

Wer läse ferner nicht immer wieder gern jene neunte Satire des ersten Buches mit ihren prächtigen Dialogen und Monologen, in welcher geschildert wird, wie ein aufdringlicher Schwätzer, ein wahrer Windbeutel, sich an Horaz herandrängt und durchaus den Zugang zu dem Kreise bei Mäcenas sich erzwingen will?

Doch nicht immer finden wir eine so herzerquickende Heiterkeit wie in dieser und anderen Satiren, sondern auch oft lange Strecken, in denen ein wohlthuender Ernst vorwaltet, wie z. B. in folgenden Versen, wo der Dichter in vollen Brusttönen das Glück besingt, das ihm durch die Güte des Mäcenas zu Theil geworden ist, der ihm ein Landgut geschenkt hatte, das geliebte Sabinum:

Das war immer mein Wunsch: ein Gut, nur von mäßigem Umfang,
Sammt einem Garten, und noch beim Haus ein lebendiges Wasser,
Und ein Stücklein Waldes dazu. Doch haben die Götter
Mehr mir und Bess'res bescheert. Wohl mir; drum bitt' ich um nichts mehr,
Maja's Sohn, als daß du mir dies als eigen belassest.
Hab' ich noch nie mein Gut durch häßliche Künste vergrößert,
Werd' ich es nie durch eigene Schuld und Fehler verringern;
Bitt' ich dich thöricht nicht um derlei: wär' doch das Nächste
Landstück auch noch mein, das jetzt unförmlich das Gut macht!
Zeigte mir doch ein Glückszufall einen Geldtopf, wie jenem
Lohnarbeiter, der dann mit dem also gefundenen Schatze
Eben den Acker gekauft und bebaut, durch Herkules Güte
Glücklich; freu' ich mit Dank mich meines Besitzes, so bitt' ich:
Mache dem Herrn sein Vieh recht fett, und alles, nur eins nicht,
Nicht sein Herz! und bleib, wie du pflegst, ein mächtiger Hüter!
Sat. II, 6, 1—15.

Und welcher Jubel, wenn er der Stadt entfliehen und der Natur und dem Studium seiner lieben Griechen draußen auf dem Lande sich in die Arme werfen kann[13]). Doch genug da-

von. Zum Schluß sei noch die kurze Vorschrift angeführt, die gelegentlich über die Abfassung der Satire gegeben wird:

— dem Hörenden nichts als ein lautes Gelächter erregen,
Das ist zu wenig — doch zählt's auch in dem Fach sicher als Vorzug —
Kürze bedarf solch Werk; der Gedanke muß eilen, er darf sich
Nicht in Worten verwickeln, die lästig das Ohr nur ermüden.
Auch einer Sprache bedarf's, die mit Ernst oft wechselt und Scherzen,
Bald einen Redner und Dichter verräth und klug darin wechselt,
Bald den witzigen Mann, der geschickt sich beherrscht und die Kräfte
Nieder mit Absicht hält; denn es schlägt das Komische besser
Oft und entschiedener durch, auch in wichtigen Sachen, als Pathos.
Sat. I, 10, 9—15.

In diesem Tone sind auch im Allgemeinen seine Satiren gehalten; daß er den richtigen getroffen, dafür zeugt das Lob aller Zeiten, das ihm in reichem Maße zu Theil geworden ist. Freilich ist hinzuzufügen, daß er in seinen Briefen noch größer ist, von denen sogar eine ziemliche Anzahl zu den Satiren gerechnet werden könnte, in sofern als sie sich von denselben in nichts weiter unterscheiden als durch die persönlichen Beziehungen, in welche er zu den Empfängern tritt, wie er denn ja auch selbst die Satiren und Briefe unter den gemeinsamen Namen sermones d. h. „zwanglose Unterhaltungen" zusammenfaßt.

Einige Decennien nach Horaz tritt Persius auf. Er war geboren im Jahre 34 n. Chr. und starb im Jahre 62 in noch nicht vollendetem 28. Lebensjahre. Zunächst von Frauen erzogen, schloß er sich, nachdem er in das Jünglingsalter eingetreten war, eng an den stoischen Philosophen L. Annaeus Cornutus an, dessen Freundschaft er zu gewinnen und zu erhalten wußte. Sein Biograph, Valerius Probus, schildert ihn mild von Charakter, jungfräulich schüchtern, schön von Gestalt und freundlich gegen Mutter, Schwester und Tante. Seine ersten

dichterischen Versuche wurden nach seinem Tode auf den Rath des eben erwähnten Cornutus unterdrückt, seine sechs Satiren aber sind uns erhalten und haben die verschiedensten Urtheile hervorgerufen. Wenn von irgend einem Buche, so gelten von dem seinigen die Worte: habent sua fata libelli. Das Alterthum pries ihn, da er dem herrschenden Geschmacke gemäß schrieb, das christliche Mittelalter und auch die Folgezeit bewunderte ihn wegen seines Ernstes und seiner Sittenstrenge, die Neuzeit verhält sich mehr ablehnend als anerkennend, indem sie sein Streben wohl gelten läßt, aber die ästhetischen Mängel seiner Satiren scharf rügt. So soll sein Zeitgenosse M. Annaeus Lucanus, der Dichter der Pharsalia — allerdings kein nüchterner Beurtheiler — bei Gelegenheit einer Vorlesung des Persius ausgerufen haben, das erst seien wahre Gedichte. Quinkilian sagt, Persius habe sich viel wahren Ruhm erworben, obschon er nur ein Buch geschrieben; Martial feiert ihn in gleicher Weise in einem Distichon. Tertullianus, Lactantius, Augustinus, Hieronymus citiren Verse von ihm und ahmen seinen Stil nach. Aber neben diesen anerkennenden Urtheilen finden sich auch ganz abweichende Ansichten. Da sagt z. B. Josef Scaliger: Persius, ein ganz armseliger Schriftsteller, befleißigt sich der Dunkelheit; es finden sich keine Schönheiten bei ihm, aber es ist möglich, sehr viel Schönes über ihn zu schreiben. Und anderswo: c'est un pauvre poëte. Was die Dunkelheit betrifft, so soll Hieronymus anfänglich zornig das Buch weggeworfen haben mit den Worten: wenn du nicht willst verstanden werden, so brauchst du auch nicht gelesen zu werden. Von den Neueren lobt Bernhardy den Persius als Menschen wegen seines edlen und reinen Charakters, spricht aber vorwiegend Tadel über ihn als Schriftsteller aus. Teuffel nennt ihn jugendlich unreif, aber edel gesinnt, und urtheilt in Bezug auf seine Schreibweise: Die Ueberladenheit



und Geschraubtheit, welche zur Manier der Zeit gehört, ist in diesen Satiren bis zur Dunkelheit gesteigert. Am härtesten censirt ihn Th. Mommsen in seiner römischen Geschichte. Dieser sagt von ihm: er sei „das rechte Ideal eines hoffärtigen und mattherzigen der Poesie beflissenen Jungen" (I [4], p. 236). — Und in der That, die Tadler haben nicht so ganz Unrecht. Persius bricht unermüdlich Lanzen für die Tugend, aber diese Tugend ist die stoische in der höchsten Potenz ihrer Intoleranz. Die vier Cardinaltugenden der Stoiker sind: sittliche Einsicht (φρόνησις), Tapferkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit. Aber nur derjenige kann die einzelne Tugend wahrhaft besitzen, der alle Tugenden in sich vereinigt. Recht schön. Wenn nur die strengen Dogmatiker unter den Stoikern nicht zu weit gegangen wären und einestheils durch eine schroffe Eintheilung in Weise und Thoren nicht den realen Boden unter ihren Füßen verloren, anderntheils sich einem Hochmuthe hingegeben hätten, der sie den anderen Menschen im höchsten Grade abstoßend und lächerlich erscheinen ließ. Daß Persius aber zu dieser Richtung gehörte, ist aus allem ersichtlich. So sagt er z. B.

— wenn den Finger du streckest, so irrst du:
Nichts ist gering. Du wirst niemals durch Opfer bewirken,
Daß auch nur ein Titelchen Weisheit hafte am Thoren.

D. h. wer nicht vollkommen weise ist oder wenigstens zu dieser Weisheit zu gelangen sucht, zählt zu den Thoren, und jede Handlung, mag sie auch noch so unbedeutend erscheinen, ist thöricht. Von diesem rigorosen Standpunkte aus beurtheilt er Menschen und Menschenleben — so weit er dies konnte; denn weit reicht sein Gesichtskreis nicht, nicht hinaus über die Schule und über die Lektüre, da er dem eigentlichen Leben immer fern gestanden hat. Wie wahr, was Goethe dem Alphons im „Torquato Tasso" sagen läßt:

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andere
Wird er gezwungen recht zu kennen.

Daher schreibt sich aber auch die Armuth der Stoffe des Persius. Zunächst eröffnet er den Reigen mit einem Prologe, in welchem er sich streng von den Dichterlingen seiner Zeit unterschieden wissen will. Die darauf folgende erste Satire beginnt sehr charakteristisch mit dem freilich dem Lucilius entnommenen Verse:

Ueber der Menschen Bemühn! Wie eitel und leer doch die Welt ist!

Nach einem Dialoge, in welchem er am Schlusse versichert, daß ihn seine Milz dazu zwinge, in herausfordernder Weise zu lachen, kommt er zum eigentlichen Thema: er weist alle Gemeinschaft mit den Dichtern seiner Zeit, deren Geschmacklosigkeit und Eitelkeit er tadelt, zurück, mögen sie auch noch so sehr der Gunst des Publikums sich erfreuen; ihn treibe sein Inneres zur Satire; freilich sei diese nicht beliebt, aber darum kümmere er sich nicht; er wolle vielmehr nach den Mustern des Lucilius und Horaz dichten:

Lucilius hechelte Rom einst,
Lupus und Mucius, dich, und den Backzahn brach er an ihnen;
Fein weiß Flaccus dem Freund an jeglichen Fehler zu tasten,
Daß er dabei selbst lacht, und erschließt man das innerste Herz ihm,
Wärmt er es spielend; des Volks weiß spitzig und schlau er zu spotten.
Dürfte denn nicht auch ich mich mucksen — geheim — in ein Loch nur?
Doch sei hier es verscharrt: „Buch, Buch, ich sah es mit Augen,
Ohren des Esels besitzt Herr Niemand.“ Dieses Geheimniß,
Dies mein Lachen, wie sehr auch nichtig, verkauf ich um keine
Ilias dir. Sat. 1, 114—123.

Hierzu noch Folgendes:

Als einst, so ungefähr erzählt Ovid, in einem musischen

Streite zwischen Pan und Apollo, also zwischen der Flöte und der Kythara, der phrygische König Midas dem Pan den Preis zuerkannte, ließ ihm Apollo zur Strafe Eselsohren wachsen, die er sorgfältig unter seiner Mütze versteckt hielt. Jedoch seinem Friseur konnte diese Gottesgabe nicht verborgen bleiben. Da nun die meisten Menschen zur Mittheilung geneigt sind und nicht am wenigsten die Friseure, jener Arme aber doch durchaus schweigen mußte, so machte er seinem bedrängten Herzen dadurch Luft, daß er ein Loch in die Erde grub und die Worte hineinflüsterte: König Midas hat Eselsohren. Zwar deckte der Friseur die Oeffnung mit Erde wieder zu, aber leider wuchs an demselben Orte Schilf empor, das, vom Winde bewegt, in verrätherischer Weise immer jene Worte flüsterte. — So will auch Persius seinem Büchlein anvertrauen, daß die Welt voller Thorheit sei, und gleich wie das Schilf, wird auch dieses jenes große Geheimniß kund thun. Hierbei aber ist noch zu bemerken, daß die Worte „Eselsohren hat jeder“ von Cornutus herrühren, welcher die ursprüngliche Lesart:

auriculas asini Mida rex habet —

„Der König Midas hat Eselsohren“ veränderte, indem er dafür schrieb: auriculas asini quis non habet? also eigentlich, „wer hat nicht Eselsohren?“ — und zwar that Cornutns dies deshalb, damit man nicht etwa denken sollte, daß der Kaiser Nero damit gemeint sei.

Also lachen will Persius über die Thorheiten der Menschen. Wie thut er dies? Mit einem bitterbösen Gesicht setzt er sich auf seinen stoischen Lehrstuhl und docirt von demselben seinen Zeitgenossen, oft in recht ausfälliger Weise, immer und immer wieder, daß sie doch recht schlechte und erbärmliche Gesellen seien und nur die Hingabe an sein System sie vom Verderben retten könne.

Eine Spur von Frohsinn und Schalkhaftigkeit irgendwo zu

entdecken möchte wohl selbst dem schärfsten Auge unmöglich sein. Auch von Selbstgefälligkeit ist Persius nicht freizusprechen, so daß er in den Augen eines Horaz wohl die Rolle spielen möchte, die dieser dem Damasippus zertheilt, einem ehemaligen Kaufmann, der nach Verlust seines Vermögens sich ganz der stoischen Philosophie in die Arme geworfen hat und in langer Rede dem Horaz die Nichtigkeit alles Irdischen und die Verkehrtheit der Menschen klar zu machen sucht, vor seiner eigenen Weisheit aber achtungsvoll den Hut zieht [14]).

Die zweite Satire ist an einen Freund, Plotius Macrinus, gerichtet. Nachdem Persius denselben zu seinem Geburtstage beglückwünscht hat, nimmt er Gelegenheit sich über die Stellung der Menschen zu den Göttern und besonders über Gebete und Opfer auszusprechen, wobei er mannichfache Lebensbilder hinzuzieht und endlich zu dem Resultate gelangt, daß die unsinnigen und selbstsüchtigen Wünsche nicht erfüllt werden, daß der Mensch vielmehr nur durch vernünftiges Denken und richtiges Handeln die Götter sich geneigt mache.

Ruhigen Sinn, sich des Rechten bewußt, und im innersten Herzen
Reinheit, ein Leben getränkt mit dem Sittlichen — laß mich den Tempeln
Dies darbringen, dann schafft mir das Opfer Erhörung der Göttin.
Sat. II, 73—75.

Die nächsten Satiren erörtern nur stoische Grundsätze und bilden so gewissermaßen einen Cyclus für sich.

Die dritte Satire ermahnt zur unbedingten Hingabe an die Philosophie, auf welcher alle Gesundheit des Geistes beruhe; die vierte zum „γνῶθι σαυτόν" zur Selbsterkenntniß; die fünfte Satire ist ein Sendschreiben an Cornutus, welches den Kernpunkt der stoischen Philosophie, die Lehre von der wahren Freiheit, auseinandersetzt, und die sechste, an Caesius Bassus gerichtet, handelt von dem rechten Gebrauche der irdischen Güter,

wobei Persius ein Gespräch mit seinem Erben fingirt, den er hart mitnimmt, wenn er sich etwa über die Verminderung des Erbes beklagen sollte.

Es ist nicht zu leugnen, daß zuweilen tiefe Töne des Gefühls erklingen, wie z. B. die folgenden Verse zeigen, die der fünften Satire entnommen sind:

Einsam reden wir jetzt, drum will ich, Cornutus, der Muse
Folgen und ganz dir die Brust aufschließen, dir zeigen, geliebter
Freund, wie so treu ich dich liebe, wie ganz mein Herz dir geweiht ist.
Prüfe mich, prüf' mein Wort: du kannst ja so fein unterscheiden,
Was nach Gediegenem klingt und was nur blendender Tünch ist.
Dazu möcht ich mir kühn ausbitten der Stimmen ein hundert,
Um aufrichtigen Sinns zu verkünden, wie tief du ins stille
Herz mir gegraben, und daß vollständig erschlössen die Worte,
Was in der schweigenden Brust sich Unaussprechliches reget.

Sat. V, 21—30.

Aber wir finden bei ihm auch sehr viel Gemachtes, eine Folge der Bildung des Zeitalters, in welchem die Rhetorik glänzende Triumphe feierte, wo man also den Wortprunk liebte. Ferner ist die große Abhängigkeit des Persius von Lucilius, so weit sie sich constatiren läßt, da wir von diesem nur Fragmente besitzen, und ganz besonders von Horaz eine höchst unerfreuliche Wahrnehmung, die in hohem Grade geeignet ist, gegen ihn einzunehmen, da wir immer an jene Krähe erinnert werden, die sich mit fremden Federn schmückte.

Das Endresultat, das wir aus der Lektüre dieser Satiren gewinnen, dürfte wohl folgendermaßen lauten:

Ziehen wir die Entlehnungen und Uebertreibungen ab, so können wir wohl sagen, daß Persius so spricht, wie es ihm um das Herz ist — und das ist zu loben. Zu bedauern jedoch ist, daß sein enger Horizont den Blick in die Grenzen seines Weichbildes bannte und ihn verdrossen und mißmuthig machte; zu

adeln ist seine Geschmacklosigkeit, die nur diejenigen übersehen können, welche über den Ernst seiner Gesinnung die Anforderungen, welche an ein Kunstwerk zu stellen sind, vergessen.

In demselben Jahrhunderte wie Persius und noch weit darüber hinaus lebte Juvenal, nämlich etwa von 47 oder nach einer neueren Ansicht von 57—130 n. Chr. Da ihm demnach ein ziemlich hohes Alter zu Theil wurde, so kann man daraus ersehen, daß eine große Zornmüthigkeit nicht immer lebensgefährlich ist. Die Quellen über seine Schicksale fließen trüb und sind spärlich. In Aquinum geboren, rhetorisch gebildet, vielleicht auch Offizier, verbannt wegen eines losen Witzwortes gegen eine bei Hofe beliebte Persönlichkeit hat er 16 Satiren hinterlassen, die meist umfangreich sind und hinsichtlich der Interpretation nicht geringere Schwierigkeiten als die des Persius bieten. Er gehörte zur Zahl derjenigen Männer, die durch ihre maßlose Offenheit und Rücksichtslosigkeit die Welt in Erstaunen setzen und gerade deshalb auch großer Erfolge sich rühmen können. Was Alfred Woltmann in seinem Buche „Aus 4 Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte" über den englischen Maler Hogarth, der in seiner Eigenschaft als Künstler offenbar eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Dichter Juvenal hat, sagt, daß bei ihm die Carricatur vorherrsche, daß er im Häßlichen, Widerwärtigen und Verzerrten schwelge — das gilt auch von Juvenal. Ihm ist es durchaus nicht peinlich in der unverhülltesten und schonungslosesten Art über menschliches Thun und Treiben zu Gericht zu sitzen und es vor das Tribunal der Oeffentlichkeit zu ziehen. Freilich liegt es in dem Wesen des klassischen Alterthums, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen und ohne Scheu reale Verhältnisse jedweder Art bloß zu legen, wie es in der Gegenwart nicht zum guten Tone gehört: aber doch geht

Juvenal in diesem Punkte bis zur äußersten Grenze. Er schreibt nicht in usum Delphini; ohne die geringste Zurückhaltung zeigt er mit grimmigem Behagen auf diesen oder jenen häßlichen Flecken am Körper seines Zeitalters — und daß dieses nicht das lobenswertheste war, darüber belehren uns die Annalen jener Zeit fast auf jeder Seite. Ich brauche nur als Repräsentanten derselben die Namen Nero und Domitian zu nennen. Verdorbenheit und Sittenlosigkeit zogen immer weitere Kreise und das glänzende römische Weltreich ging dadurch mehr und mehr seinem Verfalle entgegen. Es ist nicht zu leugnen, daß unter so heillosen Verhältnissen die Menschheit zum großen Theile vollständig entartete. Und vorzüglich waren es die oberen Schichten der Gesellschaft, welche mit dem schlechten Beispiele vorangingen.

Aber wie soll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Aergerniß von oben!
Wie die Glieder, so auch das Haupt!
(Kapuz. in Wallenst. Lager.)

Daß aber die Guten und Braven nicht völlig ausgestorben waren, davon sind ebenfalls viele Zeugnisse vorhanden. Sagt doch z. B. selbst Tacitus, welcher wahrlich durch keine rosenfarbene Brille sieht, in seinen Historien (I, 3):

„Dennoch ist das Jahrhundert nicht so arm an edlen Zügen, daß es nicht auch gute Beispiele aufgezeigt hätte. Mütter begleiteten ihre Söhne auf der Flucht; es folgten Frauen ihren Männern in die Verbannung; Anverwandte schreckten vor Hindernissen nicht zurück. Eidame waren standhaft; Sclaven blieben selbst unter Folterqualen unverbrüchlich treu; hochgestellte Männer erduldeten die äußersten Drangsale, ja selbst den Tod standhaft, und ihr Ende war eben so ruhmvoll wie das jener Männer des Alterthums".

Das ist die andere Seite des Teppichs, wie der Araber sagt. Juvenal aber stellt die Häßlichkeit in eine solche Beleuchtung und läßt in dem Grade die grellsten Schlaglichter auf sie fallen, daß man beinahe glauben möchte, es sei alle Schönheit aus dem Leben entwichen — wenn er sich nicht, besonders in den Beispielen, die er bringt, zuweilen selbst verriethe und so die obigen Worte seines großen Zeitgenossen bestätigte. Was er aber durch seine Schilderungen bezweckt, nämlich einen gewaltigen Eindruck auf die Seele seiner Leser auszuüben, das hat er erreicht; und wenn ihm auch unser kritisches Zeitalter mehr auf die Finger sieht, als es vordem geschah, und seinen rhetorischen Spaziergängen auf die Spur gekommen ist, so steht er, der gefeierte Ethicus des Mittelalters doch noch immerhin groß genug da, da man seine gewaltige Kraft und seinen geraden Sinn nicht in Frage stellt, ja er hat sich einen solchen Namen gemacht, daß er so zu sagen als der Satiriker κατ' ἐξοχήν gilt, weil er jenes kritische Element, welches durch Lucilius der Satire beigemischt wurde, in Verbindung mit ätzender Schärfe am consequentesten zum Ausdruck bringt. Aus eben diesem Grunde ist er auch der „tiefste Satiriker" genannt worden. Einige Urtheile bekannter Männer mögen dies bestätigen. So sagt z. B. Lessing in einer Ode (an Herrn N**):

Auf Freund! die Geißel zu erfassen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal sie fallen lassen,
Liegt sie, Triumph ihr Laster! still.

Der Historiker Johannes von Müller spricht sich folgendermaßen aus:

„Ganz anders (nämlich als von Martial), so recht ins Herz hinein, wurde ich von meiner vierten Lektüre bezaubert, von Juvenalis. Ehemals verstand ich ihn nicht, aber die großen

Städte und die Lebenserfahrung haben ihn mir commentirt. Welcher Mann, wenn er sich erhebt! Wer wollte nicht gern, wie Cicero, sterben um so einen Rächer! Zitternd von dem Feuer, so er in mir entflammt, schrieb ich nur die Anfangsworte gewisser großer Stellen, die lebenslänglich zu lesen sind, weil sie in den innersten Schatz der Menschheit, die Beute der Jahrhunderte, gehören[15])."

Wie kam nun dieser so hoch gefeierte Mann zu dem Entschlusse, Satiren zu dichten? Er stand bereits in den mittleren Jahren, als er ungefähr i. J. 100 n. Chr. diese Thätigkeit begann, deren Blüthezeit in die Regierung Trajans fällt, der sich den Beinamen „der beste Kaiser" erworben hat. Aber auch unter Hadrian setzte er das angefangene Werk weiter fort, obwohl mit schwächeren Kräften; denn die Satiren der letzten Zeit zeugen von Ermüdung. Man ist deshalb sogar geneigt, einige derselben ihm abzusprechen, obschon die dafür beigebrachten Argumente nicht durchschlagend sind. Nach dem gewaltsamen Ausgange Domitians athmete die Welt wieder auf: das freie Wort durfte sich, nachdem der mißtrauische und grausame Tyrann dahin war, wieder an die Oeffentlichkeit wagen, wenn auch immerhin gewisse Grenzen gezogen waren, die zu überschreiten auch damals nicht gestattet war. Da sattelte auch Juvenal sein feuerschnaubendes Roß zu einem scharfen Ritte. Was ihn dazu veranlaßte, sagt er selbst. Die erste Satire ist gewissermaßen das Programm, das er sich stellt. In witzig beißender Form schildert er zunächst das Wesen und Treiben der zeitgenössischen Dichter, die ihn mit den Recitationen ihrer Producte quälen[16]). Auch er will nun nicht länger in thörichter Weise mild sein und das Papier schonen; er sei ja auch in die Schule gegangen und habe dort dem Sulla — er meint damit den berühmten Diktator des 1. Jahrh. v. Chr. — den Rath gegeben, sich doch lieber

in das ruhige Privatleben zurückzuziehen. Hierbei ist sehr beachtenswerth, daß er seine rhetorische Bildung betont; es ist dies ein Fingerzeig für die Beurtheilung seiner Diction! Darauf wendet er sich zu dem eigentlichen Thema, warum er gerade der Satire sich widme. „Das Absurde regiert die Welt“ — und das kann er nicht ruhig ertragen. Alles ist auf den Kopf gestellt. Dies wird durch eine Reihe von Beispielen bewiesen. Unter solchen Umständen eine andere Dichtungsart zu wählen, wäre Thorheit. Da ist es schwer, nicht Satire zu schreiben. (Difficile est saturam non scribere. I, 30).

Sollte dergleichen ich nicht venusinischer Leuchte für würdig
Achten und wählen zum Stoff? Und lieber von Herkules singen
Oder von Tydeus Sohn, Labyrinthus' Brüllen, des Knaben
Ikarus Sturz ins Meer, von des Künstlers Dädalus Fluge?
I, 51—54.

Wiederum setzt er das Räderwerk in Bewegung, uns schwarze Gestalten zu zeigen, bis ihm abermals ein Ruhepunkt nöthig erscheint, um das Vorhergehende noch weiter zu commentiren.

Wag' ein Verbrechen, wofür du nach Gyarus solltest, ins Zuchthaus,
Willst du was sein. Rechtschaffenheit lobt man und läßt sie verhungern,
Doch dem Verbrechen verdankt man Paläste und Parke und Tische,
Uralt Silbergeschirr und Pokale. — —
I, 73—78.

Und sodann weiter:

— Versagt's die Natur, dann schmiedet den Vers die Entrüstung,
Wie sie ihn eben vermag, wie ich mach' und Cluvienus.
I, 79 sq.

So erhält bei dieser Gelegenheit ein gewisser Cluvienus, jedenfalls ein schlechter Dichter, von dem sonst weiter nichts bekannt ist, einen Seitenhieb, wie Juvenal es liebt — ganz nach Art des Horaz.

Und abermals holt er einen neuen Haufen von allerlei fragwürdigen Gesellen herbei und jagt sie über die Bühne, deren Hintergrund die altehrwürdige Vergangenheit — sein Ideal — bildet[17]). Zornig über die Nichtsnutzigkeit der Gegenwart bricht er darauf in die Worte aus:

Schwer wird's werden dereinst für die Nachwelt, will sie es ärger
Machen als wir; sie vermag nichts Neues zu thun und zu wünschen.
Jeglicher Fehl ist schon auf dem Höhepunkt.

I, 147—149.

Und nun hinein in dies wogende Meer. Daher ruft er sich selbst zu:

Brauche die Segel,
Breite sie recht weit aus!

I, 149 sq.

Ich muß hier auf einige Verse zurückgreifen, die den Platz vor diesen haben. Sie lauten:

Was da treiben die Menschen, ihr Wünschen und Fürchten,
Hassen und Lieben, ihr Freuen und Jagen ist Stoff für mein Büchlein.

I, 85 sq.

Sein Stoff also soll das bunte Treiben der ganzen Welt sein. Ist dies der Fall? Ja und nein. Seine Welt ist Rom, allerdings „das Hirn jener Welt", wie Victor Hugo sagen würde. Jedoch scheint mit den oben citirten Versen der Schluß der ersten Satire nicht übereinzustimmen, wo er sagt, er wolle sich nicht der Todesgefahr aussetzen, und deshalb nur die Verstorbenen richten. Aber dieser Einwand ist leicht zu beseitigen. Allerdings nimmt er vielfach Bezug auf die Vergangenheit, zumeist auf die jüngste, insofern, als Namen und sonstige Personalien in Betracht kommen. Im Uebrigen aber gilt fast alles, was er von der Vergangenheit berichtet, auch für die Gegenwart. In der Mehrzahl der Fälle ist er diesem Theile des Programms, dem Epiloge der ersten Satire, untreu geworden:

sein Eifer hat ihn hingerissen, seinen Zeitgenossen einen Spiegel vor das Antlitz zu halten, wie es kein anderer Satiriker vor und nach ihm gethan hat.

Welch eine Fülle des Stoffes, mit der uns Juvenal überschüttet! Welch großartige Perspective, die er uns auf die prächtige, glänzende, ewige und doch bis in das innerste Mark kranke Roma eröffnet! Und unter welche blutrothe Beleuchtung stellt er diese Scenerie! Das goldene Haus der Kaisers, die glänzenden Paläste der Großen, sowie die schmutzigen Winkel der Armuth und der Verworfenheit, Göttertempel, Theater, Circus, die Arena, die gewaltig hohen Zinshäuser, die Werkstätten, die Läden, Wirthshäuser, Küche und Keller, Gärten, Haine, Brücken, den gelben Tiber, das Marsfeld, die Plätze, die Gassen in der Stadt und die Straßen, welche auf das Land und in die Provinzen führen — Alles dies zeigt er unserm erstaunten Auge und belebt es bei Tag und bei Nacht durch eine Volksmenge, in der jeder Theil der Erde, so weit sie bekannt war, vertreten ist, und mit der wir in der ausgiebigsten Weise bekannt gemacht werden. Dieses Brausen und Wogen mit all seinen Unannehmlichkeiten und Gefahren ist besonders in der dritten Satire höchst lebendig und zum Theil auch humoristisch und gemüthvoll geschildert. Umbricius, ein lieber Freund des Dichters, ist des Lebens und Treibens in Rom, wo man sich kaum auf die Straße wagen darf, ohne vorher das Testament gemacht zu haben, wo man nicht ruhig schlafen kann, wo außerdem nur Schurken und ehrlose Parvenüs zu Ansehen, Macht und Reichthum gelangen, so überdrüssig, daß er beschlossen hat, in das friedliche Cumä auszuwandern. Von den Bewohnern Roms aber sind dem ehrlichen Umbricius besonders die glatten und aalgewandten Griechen verhaßt, die dahin gekommen waren, um ihr Glück [redacted] Juvenal benutzt nämlich oft die Ge-

legenheit, um auf diese und überhaupt auf die das alte, echte Römerthum zersetzenden Ausländer einige seiner scharfen Pfeile abzuschießen. Es ist eine lange Auseinandersetzung, von der ich nur eine verhältnißmäßig sehr zahme Stelle hervorheben will, die über die Schmeichelei der Griechen handelt. „Die ganze Nation spielt Komödie", heißt es:

Du lachest laut: noch lauter
Schallt sein Lachen; er weint, wenn die Augen des Gönners er naß sieht,
Ohne Gefühl von Schmerz; verlangst du ein Feuer im Spätherbst,
Zieht er den Pelzrock an; sagst du „schwül ist es," so schwitzt er.
III, 100—104.

Und wie steht es mit den andern Elementen der Hauptstadt? Kein Alter, kein Stand wird von ihm unberücksicht gelassen, fast jedes Vorkommniß des Lebens unterzieht er det Kritik. Wir lernen da z. B. die Verhältnisse bei Hofe kennen, bedauern lächelnd den armen Clienten, der die größten Demüthigungen von seinem stolzen und übermüthigen Patron geduldig hinnehmen muß, sehen den entarteten Sprößling berühmter Familien sich wegwerfen oder in schmählicher Verkommenheit das Leben fristen, hören die Klagen über den kümmerlichen Lohn der geistigen Arbeit, wohnen Gerichtsverhandlungen und dem Unterrichte in der Schule bei, schauen den Uebermuth des Militärs, lernen Betrüger aller Art kennen, beobachten das Volk in seiner Arbeit und Muße, seinen Leiden und Freuden, seinen Fehlern und Lastern, werden von dem Dichter mit den intimsten Verhältnissen der Familie bekannt gemacht und erhalten von ihm über die Geheimnisse der Stadt Aufschlüsse aller Art. Sehr unzufrieden zeigt sich Juvenal mit dem schönen Geschlechte seiner Zeit, dessen Gebrechen — nach gewissenhafter Berechnung sind es 31 — er in 661

Versen ausführlich schildert. Woher dieser Haß? Weil in Folge des allgemeinen Niedergangs des Menschengeschlechtes auch die weibliche Natur entartet sei. Sein Maßstab ist, wie schon erwähnt, die gute, alte Zeit, die er vielfach der Gegenwart gegenüberstellt:

Denn damals, als die Erde noch jung und der Himmel noch neu war,
Lebte das Menschengeschlecht ganz anders. VI, 11 sq.

Welcher Ton in dieser Satire, die für sein bedeutendstes Werk gilt, herrscht, kann man schon daraus ersehen, daß Otto Ribbeck[18]) in einem rein kritisch gehaltenen Buche über Juvenal, das nur für Philologen bestimmt ist, es nicht über sich gebracht hat, über dieselbe deutsch zu schreiben, sondern sich der lateinischen Sprache bedient hat. „Der Stoff der 6. Satire verlangte gebieterisch die klassische Hülle", sagt er (S. 182). Diese Satire, welche für sich allein — allerdings nach einer späteren Eintheilung — ein Buch bildet, das zweite, und die man wegen des gewaltigen Grolles und der überströmenden Erbitterung, die sich in ihr offenbaren, mit einer lang andauernden vulkanischen Eruption vergleichen kann, bildet übrigens einen Wendepunkt in der Entwickelung Juvenals, insofern nämlich, als anstatt des lodernden Zornes immer mehr und mehr in den noch folgenden drei Büchern die Reflexion vorwaltet und auf Grund einer reichen Lebenserfahrung die gestellten Themata besprochen werden, wenn auch noch genug feurige Raketen emporsteigen.

Aus dem Gesagten läßt sich hinlänglich erkennen, wie Juvenal seine Stoffe behandelte. Zwei Punkte aber verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden. Juvenal befindet sich im Besitze aller komischen Mittel, die er auch reichlich anwendet, um seine schwer verdaulichen Speisen zu würzen; und da ihm auch das Gestaltungsvermögen innewohnt, so möchte

die Behauptung wohl nicht allzu gewagt erscheinen, daß er unter andern Umständen ein vorzüglicher Lustspieldichter geworden wäre. Ferner beschränkt er sich nicht nur auf die negative Kritik, sondern zeigt auch sehr oft, worin das Rechte bestehe. So geschieht dies Letztere z. B. in der zehnten Satire, in der er von den thörichten Wünschen und Gebeten spricht — ein Thema, das, wie erwähnt, auch Persius behandelt. Gegen den Schluß hin heißt es:

Soll man sonach um nichts denn flehn? Wenn mich du um Rath fragst,
Stelle den Himmlischen selbst zu erwägen anheim, was am meisten
Für uns paßt und was sie für uns am nützlichsten halten.
Statt des Ergötzlichsten werden sie stets das Geeignetste geben.
Theurer ist ihnen der Mensch als dieser sich selbst.
X, 346—350.

Wer aber bitten will, der bitte um wahrhaft Nützliches und Gutes:

Fleh', daß dein Körper gesund und gesund im Körper der Geist sei.
Bitt' um ein tapferes Herz, das Furcht nicht schreckt vor dem Tode,
Das in des Daseins äußerstem Ziel ein Geschenk der Natur sieht,
Jegliche Müh' zu ertragen vermag, das nimmer der Jähzorn,
Nie die Begierde beherrscht. — X, 356—360.

Wie bezeichnend für den Charakter des Dichters! Und ebenso bezeichnend ist die nachfolgende Versicherung, daß nicht durch ein außerhalb des Menschen stehendes Schicksal, sondern nur durch eigene Kraft und Tüchtigkeit die höchsten Güter des Lebens zu erlangen seien.

Juvenal steht als Markstein da; er ist nicht nur der letzte Satiriker der Römer, sondern mit ihm schließt auch die Geschichte der römischen Dichtkunst ab, so weit in ihr von Geist und Originalität die Rede sein kann.

Auch wir wollen hier einen Markstein setzen. Stellen wir

unsere drei Satiriker jetzt noch einmal nebeneinander, so sehen wir zwei reiche Männer und in deren Mitte einen armen. Von diesen zwei Männern aber besitzt der eine weltmännische Bildung, feine Sitten und einen umfassenden Blick, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreicht: er gehört zu den Kosmopoliten und wird in allen Jahrhunderten von den Gebildeten verstanden werden. Der andere dagegen ist der Sohn seiner Zeit, die ihn verbittert hat, und er selbst vertieft sich noch außerdem derartig in seine Stimmung, daß es ihm Freude macht, zu seiner eigenen Genugthuung so recht aus dem Vollen heraus seinen Abscheu der Welt zu verkünden. Der arme Mann endlich hält sich für reich: aber wir hören nur immer das Sprüchlein, das er in der Schule gelernt hat.

Und nun noch ein Wort. Die Weltgeschichte durchziehen rothe Fäden, welche, oft in der fernsten Vergangenheit angeknüpft, bis in die Gegenwart hineinreichen. So läßt sich auch ein solcher Faden von der alten Satura bis auf unsere Zeiten verfolgen. Unser Hanswurst, unser Kasperle sind Kinder jener Tage, wo die Siebenhügelstadt noch in der Wiege oder vielmehr, da dieses ehrwürdige Stück des Hausraths so ziemlich verschwunden ist, im Korbe lag, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, der noch nicht in gleicher Weise wie das Wort „Wiege“ von der Poesie umstrahlt wird. Und auch unsere literarische Satire in Wort und Bild, die im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachsten Formen angenommen hat, ist nur als eine Fortsetzung jener lustigen Spiele Italiens anzusehen, wie sie in ähnlicher Weise das Volk in seiner Fröhlichkeit an Erntefesten, Kirmessen da und dort, besonders in solchen Gegenden, die etwas abseits vom großen Weltverkehre liegen, gleichsam aus Rache gegen die vorhergehende Zeit der Plage und Arbeit noch heutzutage aufführt.

Anmerkungen.

1) S. Pauly's Real-Encycl. unter „Satire".

2) So Hermann Fritzsche in seiner Ausgabe „des Q. Horatius Flaccus Sermonen", Einl. p. 11., Anm. 1. Derselbe übersetzt satura mit „die Fülle" und erinnert an Wörter wie fabula, fama von fa- wie φάτις von φα und an griechische Substantiva gen. fem. wie ὑργή, die Nässe.

3) Die Fescenninen sind benannt nach dem Orte ihrer Entstehung, der Stadt Fescennium (oder auch Fescennia) in Etrurien, so wie gleichfalls die Atellanen nach der Stadt Atella in Campanien. Die Mimen, bei den Römern (auch bei den Griechen gab es solche) in Unteritalien (magna Graecia) zuerst aufgeführt, haben ihren Namen von derbkomischen Nachahmungen aus dem Leben. Diomedes: (mimus) a Graecis ita definitus: μῖμός ἐστι(ν) μίμησις βίου τά τε συγκεχωρημένα καὶ ἀσυγχώρητα περιέχων.

4) Hor. Ep. II., 156—157:

Graecia capta ferum victorem cepit et artes
Intulit agresti Latio.

5) Ueber den Einfluß des Griechen Menippus auf die römische Satire s. Fritzsche a. a. O. p. 23 ff.

6) Sat. I, 4, 6—13. Lucilius mehrfach erwähnt in Sat. I, 10 und II, 1.

7) Sat. I, 4, 1—5:

Eupolis atque Cratinus Aristophanesque poetae
Atque alii, quorum comoedia prisca virorum est,
Si quis erat dignus describi, quod malus ac fur,
Quod moechus foret aut sicarius aut alioqui
Famosus, multa cum libertate notabant.

8) Wir haben Horaz nur als Satiriker zu beurtheilen. Was er sonst noch geschrieben hat — seine 4 Bücher lyrische Gedichte, das carmen saeculare, die Jamben oder Epoden und die 2 Bücher Briefe — kommt hierbei nicht in Betracht.

9) Diese neue Kunstrichtung stellte sich in schroffen Gegensatz zu

der großen Masse des Publikums, den Dilettanten und den Alterthümlern. Am schärfsten findet sich derselbe ausgesprochen in Hor. Ep. II, 1.

10) Die Uebersetzungen sind zumeist Döderlein und Binder (Horaz) und Teuffel (Persius und Juvenal) entnommen.

11) Wilh. Sigm. Teuffel, Charakteristik des Horaz. Leipzig, Otto Wigand, 1842.

12) S. besonders Sat. I, 4. 6. 10. II, 1.

13) Sat. I, 6 enthält die treffendste Schilderung der Freuden seines Landlebens. S. ferner Epod. II.

14) Hor. Sat. II, 3.

15) Dazu noch Folgendes: In Berggießhübel, einem Städtchen Sachsens, findet sich in dem sogenannten Poetengange eine Inschrift folgenden Inhalts, deren Verfasser Karl Friedrich Theodor Winkler ist, welcher sich als Schriftsteller Theodor Hell nannte:

Der Sänger frommen Lieds, der heitre Fabeldichter,
Und Deutschlands Juvenal, der feine Sittenrichter,
Sie pflegten hier zu ruhn nach Zwiesprach ernst und traut.
Noch tönet Gellerts Ruhm und Rabeners Nahme laut.
Auf ihrem Schattensitz laßt ihrem Angedenken
Uns treue Dankbarkeit zur Ehre Deutschlands schenken.
1765. Theodor Hell.

16) Vgl. dazu Juv. Sat. III, 9 und VII, 36—47. — Ueber diese Recitationen, welche zu einer Modekrankheit geworden waren, macht sich auch Horaz Sat. I, 4, 73—78 lustig.

17) Man hat mit Unrecht dem Juvenal ein römisches und sittliches Ideal absprechen wollen (Bernhardy, Grundriß der römischen Litteratur[4]) p. 609 und K. O. Müller, Griechische Literaturgeschichte I., 239 A.) Um sich von der Grundlosigkeit dieser Ansicht, welche überhaupt die Berechtigung des Juvenal als Satiriker im eigentlichen Sinne des Wortes in Frage stellen würde, zu überzeugen, lese man folgende Stellen: I, 94—95. II, 73—74. III, 312—314. VI, 1—10; 265—267; 287—291; 335—337; 342—345. VII, 210—212. VIII, 98 bis 99. X, 298—299. XI, 77—119. XIII, 53—59. XIV, 160 bis 171; 179—189; 316—320. XV, 166—168; 171—174.

18) Otto Ribbeck, der echte und der unechte Juvenal. Berlin, Guttentag 1865.

(512)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm), Berlin SW., Schönebergerstr. 17 a.



